

*Magda Motté*

## Moderne Literatur – ein Weg zum Glauben?

Wer als Leser oder Theaterbesucher die Neuerscheinungen der letzten 15 Jahre aufmerksam verfolgt und die jüngsten Werke von Tankred Dorst, Max Frisch, Peter Härtling, Gert Hofmann, Franz Xaver Kroetz, Günter Kunert, Christoph Meckel, Tilmann Moser, Adolf Muschg, Friederike Roth, Gerhard Roth, Michael Schneider, Botho Strauß, Urs Widmer, Christa Wolf und anderen kennt, der ist sicherlich zunächst einmal sehr skeptisch: Von christlichem Glauben ist vordergründig nichts zu lesen. Gott kommt in der Regel nicht vor. Religiöse Praktiken werden höchstens als Relikte erwähnt oder lächerlich gemacht. Die Autoren entwerfen eine Welt, in der es den religiösen Menschen nicht zu geben scheint. Was Juden und Christen Jahrtausende hindurch bis heute als Heil ersehnten: Aufgehobensein in einem personalen Bezug, Angenommensein von einem Du, Beziehung zu einem mächtigen Du, Erlösung von Schuld, Ergriffensein vom Wunder der Schöpfung und von der Hoffnung auf Vollendung in einem ewigen glücklichen Leben – den Niederschlag solcher Sehnsüchte sucht man in der zeitgenössischen Literatur vergebens. Statt dessen ist viel von Unheil und Angst die Rede, von sexueller Ausschweifung unter Berufung auf Selbstverwirklichung, von Entfremdung und Einsamkeit, Selbstsucht und Konflikt, Zwietracht und Haß, Machtkampf und Konsumzwang. Was hat die ausführliche Darstellung dieser negativen Erfahrungen mit dem christlichen Glauben zu tun? Diese Frage soll im folgenden beleuchtet werden, und zwar indem in einem ersten Komplex die Bedeutung der Literatur allgemein und in einem zweiten die Bedeutung der Literatur speziell für die religiöse Erfahrung des Lesers dargelegt wird.

### Die Bedeutung der Literatur für den Leser allgemein

Die zeitgenössische ästhetische oder fiktionale Literatur (Erzählungen, Romane, Gedichte, Theaterstücke) der letzten 15 Jahre ist in besonderem Maß geeignet, durch Problemstellung, Sprache und Bilder den Menschen unserer Tage unmittelbar zu erreichen. Wenn sich der Leser aus Neugier, zur Entspannung, zur Weiterbildung auf sie einläßt, die anfängliche Mühe des Dekodierens und Deutens nicht scheut und das Gelesene seinem Erfahrungshorizont einfügt, gewinnt er ein Vielfaches.

### 1. Identifizierung

In der modernen Literatur findet der Leser seine persönlichen Probleme gestaltet, seine Wünsche und Enttäuschungen, seine Sehnsüchte und deren Erfüllung. Indem er sich beim Lesen mit der Figur einer Geschichte, dem lyrischen Ich eines Gedichts, der Person eines Dramas, dem Held eines Films identifiziert, das heißt an ihrem Geschick Anteil nimmt, es miterlebt und vielleicht beurteilt – dieses also bewußt oder unbewußt als Modellfall interpretiert –, gelingt es ihm unter Umständen auch, seine eigene Situation aus Distanz zu betrachten, auszusprechen und differenzierter zu beurteilen. Günter Kunert z. B. hofft, daß durch die Lektüre von Gedichten im Leser ein Prozeß der „Entgröberung“ und „Humanisierung“ eingeleitet werden könnte. Was er im Hinblick auf die Lyrik schreibt, gilt für alle poetischen Texte<sup>1</sup>:

„Das spannungsträchtige lyrische Ich und das Leser-Ich werden während des Lesens identisch und gleichzeitig nicht identisch; das eine verfremdet das andere und deckt es jedoch gleichzeitig. Das Gedicht färbt die Psyche des Lesers, er wiederum färbt nach seinem Ebenbild das Gedicht.“

### 2. Relativierung

Durch die Beschäftigung mit literarischen Texten lernt der einzelne auch viele Probleme der Zeit und anderer Menschen kennen und wird unmerklich angeleitet, seine persönlichen Probleme zu relativieren, das heißt nicht, sie zu verharmlosen, sondern sie als Teil eines größeren Zusammenhangs menschlichen Glücks und Leids zu sehen. Er gewinnt nämlich nach und nach die Erkenntnis, daß seine glücklichen wie seine schmerzlichen Erlebnisse eine Art Lebensgesetz wie „Stirb und werde“ darstellen und – auch wenn sie den einzelnen an den Rand seiner Existenz führen – zum Menschenschicksal hinzugehören. Vielleicht lernt er auf diese Weise auch, fremdes Glück und Leid mit mehr Anteilnahme zu bedenken, als wenn er im kleinen Gehäuse seiner Umwelterfahrungen befangen bliebe.

### 3. Horizonterweiterung, Objektivierung

Indem der Mensch durch die Lektüre poetischer Texte fremde Wirklichkeit in sich aufnimmt, sich mit ihr auseinandersetzt, erfährt er eine ungeahnte Erweiterung seines beschränkten Erfahrungshorizonts, und zwar über Räume und Zeiten hinweg. „Erfahrung“ bedeutet hier mehr als eine Ansammlung von Faktenwissen oder das Registrieren von persönlichen Erlebnissen und öffentlichen Ereignissen. Erfahrung im vollen Sinn ist das Ergebnis der gedanklichen Verarbeitung dieser Faktoren durch ein waches menschliches Bewußtsein. „Erfahrung“ meint hier demnach mehr als „Erlebnis“, mehr als „Erkenntnis“ oder „Verständnis“; all dies wird erst zur Erfahrung, wenn es den Menschen im Innersten trifft und er die persönlichen Erlebnisse und Beobachtungen mittels Reflexion umformt in das Eigentum seines Geistes.

Die Erfahrung eines Menschen wird nicht nur durch seine Herkunft, Umwelt

und Sprache geprägt, sondern vor allem durch den „epochalen Erfahrungshorizont“<sup>2</sup>. Dieser Ausdruck besagt, daß die Menschen eines Zeitalters ähnliche Erfahrungen machen, daß es so etwas gibt wie eine historische Bedingtheit bestimmter Erfahrungsmöglichkeiten. Umgekehrt ausgedrückt, dieser „epochale Erfahrungshorizont“ verleiht allen Einzelerfahrungen ihr spezifisch historisches Gepräge, und diese wiederum nähren, bewegen und verändern ihrerseits die jeweilige epochale Erfahrung, deren Herkunft nur schwer zu bestimmen ist. Vor allem der Schriftsteller als der besonders hellhörige, wache Zeitgenosse sucht diese epochale Erfahrung bewußt zu machen, indem er die Ereignisse seiner Zeit nicht nur registriert, sondern „in der Objektivierung des Anscheinend-Zufälligen“<sup>3</sup> den verborgenen Sinn aufspürt.

#### *4. Perspektive*

Wenn mit dem Stichwort „epochale Erfahrung“ auch ein allgemein verbindendes Element genannt ist, so schließt das nicht aus, daß sich in den einzelnen Werken eine je andere Sicht von der Wirklichkeit niederschlägt, deren Summe erst „epochale Erfahrung“ ergibt. Jeder Text ist als die Aussage eines Autors zu werten, die dieser aus seiner Perspektive über die Wirklichkeit macht. Diese Einsicht relativiert den Wahrheitsgehalt einzelner literarischer Texte erheblich. Sie bewahrt den Leser aber auch davor, Einzelbeispiele zu dogmatisieren, als absolut gültig zu betrachten und dadurch einer Ideologie zu verfallen. Erst durch die vielfältige Lektüre, am besten von Kontrasttexten, gewinnt der Leser ein immer komplexeres Bild von der Wirklichkeit, kommt er vielleicht der Wahrheit um ein wenig näher.

Die Einsicht, daß die Perspektive des einzelnen immer begrenzt ist, könnte den Menschen auch in seinem persönlichen Urteil behutsamer und toleranter machen. Es könnte ihm mehr und mehr zu Bewußtsein kommen, daß er die Wirklichkeit gar nicht sieht und begreift, ja nicht sehen und begreifen kann, sondern nur seinen Bezug zur Wirklichkeit.

#### *5. Kenntnis einer fiktionalen Welt*

Literatur ist bekanntlich nicht Realität, nicht einmal realitätsgetreues Abbild in der Weise der Fotografie. Literatur ist aus Sprache geschaffene neue, fiktionale Wirklichkeit. Was Wolfgang Binder zur Darstellung des Menschenbildes in der modernen Literatur schreibt<sup>4</sup>, gilt auch hier: Literatur befaßt sich nicht mit einzelnen Phänomenen wie Liebe, Haß, Generationskonflikt, Machtkampf, Schuld an sich; das ist Aufgabe der Theologie, Philosophie, Ethik, Soziologie oder Psychologie. Sie stellt vielmehr einzelne liebende, hassende, egoistische, versagende, schuldige oder schuldlose Menschen dar. Der dichterischen Darstellung fehlt es deshalb oft an Erkenntnislogik. Wohl aber verfügt sie über eine dichterische Logik; das heißt, die Menschen, die sie vorstellt, müssen in ihrem Sosein überzeugen. Auf die „dichterische Überzeugungskraft des Menschenbildes“ kommt es an. Dann

regt sich im Leser die Zustimmung: Ja, so sind wir; einen solchen Menschen kenne ich; so verhalte ich mich auch...

Die literarischen Werke bringen nicht Idealformen der genannten Phänomene, sondern stets eine der zahllosen Spielarten, dargestellt an einem bestimmten Menschen, in einmaligen Stimmungen, Handlungen, Reden. Dennoch leuchtet für den Leser in den konkret dargestellten Situationen ein Allgemeines auf, und das ist von symbolischer Evidenz, das heißt, der Leser erkennt im Stückwerk das Ganze, in der Fehlform das Idealbild, in der Sehnsucht das Heil.

Literatur zeigt den Menschen „nicht als eine fertige Größe, sondern als einen Werdenden“ in markanten Situationen, sozusagen in Momentaufnahmen auf einer Entwicklungsstufe. Nie ist seine Liebe ausgereift, seine Partnerschaft vollkommen, seine Schuld irreversibel. Dem Leser oder Zuschauer – so sehr er sich auch eine abschließende Lösung wünscht – bleibt es stets selbst überlassen, aus den angebotenen Elementen einen Ausweg zu suchen. In der problemorientierten Literatur unserer Zeit wagt es kein Autor, Figuren auszumodellieren, Handlungen zu einem befriedigenden, versöhnlichen Schluß zu führen oder ein sinnstiftendes Ziel anzugeben.

Die in der Literatur behandelten Themen sind nie objektiv oder neutral dargestellt, sondern immer aus einer bestimmten Perspektive. Diese ist abhängig vom Weltbild des jeweiligen Autors. Er gestaltet in Gedichten, Erzählungen, Theaterstücken seine persönliche Auffassung von den Problemen unserer Zeit, nach Maßgabe dessen, was er erfahren und beobachtet hat. Die Erkenntnis, daß Literatur perspektivische Darstellung ist, kann nicht genug betont werden. Bewahrt sie den Leser doch davor, einzelne Werke für absolut wahr zu halten. Die Wahrheit eines Werkes liegt in seiner inneren Glaubwürdigkeit, in der inneren Logik der dargestellten Welt und Personen. Deshalb ist für die Erkundung existentieller Werte der Literaturvergleich so fruchtbar, weil sich so kaleidoskopartig ein Bild etwa von „Liebe und Partnerschaft“ heute zusammensetzt.

Die Personen, die Liebespaare, die Väter und Kinder, die Schuldigen und Unschuldigen, die die Literatur vorstellt, sind Kunstprodukte, das heißt vom Autor mittels Sprache entworfen und nur „in Sprache existent“. Die beschriebenen Menschen gibt es in der Realität nicht – höchstens deren Modelle –, sie sind rein fiktional. Da solche Kunstfiguren als poetischer Entwurf meist viel dichter, auf das Thema zugespitzter konzipiert sind als lebende Personen, gewinnt der Leser auch mehr an Einsicht über einzelne Phänomene als durch die Beobachtung realer Verhältnisse. Und je nach Gestaltungskraft des Autors sagen diese Kunstfiguren auch mehr aus über die genannten Werte oder Unwerte als theoretische Abhandlungen, da sie den Leser betroffen machen und emotional zur Stellungnahme herausfordern.

## 6. Sprach- und Wertungskompetenz

Literatur ist ein Kunstprodukt aus dem Material Sprache. In ihr wirken die verschiedenen Funktionen von Sprache in einer untrennbaren Einheit zusammen:

- Der expressive, affektive, emotionale Aspekt: Etwas im erlebenden Subjekt drängt nach außen, drängt ins Wort (Sprache als Ausdrucksmittel).

- Der heuristische Aspekt (von „heureka“ – „ich hab’s gefunden“): Der Sprecher oder Schreiber sucht sein Erlebnis oder seine Erfahrung ins treffende Wort, sprechende Bild zu bringen, er wägt ab, verwirft, tauscht aus, bis er für die Sache das adäquate Wort gefunden und sie damit geistig erfaßt hat (Sprache als Erkenntnismittel).

- Der kreative Aspekt: Der Schriftsteller bildet nicht einfach Realität mit Worten ab, sondern schafft aus Worten neue Wirklichkeiten, die sich von der Realität abheben und überzeitliche, allgemeine Gültigkeit haben (Sprache als Gestaltungsmittel).

- Der kommunikative Aspekt: Leser und Autor treten in einen geistigen Dialog, der Autor, indem er sich schreibend in seine Leser hineinversetzt, der Leser, indem er am Denken, Fühlen, Sprechen des Autors teilnimmt (Sprache als Kommunikationsmittel).

Diese Funktionen der Sprache, vom Autor zu einer Einheit zusammengefügt, wirken auf den Leser und bereichern seine Sprachkompetenz. Er erfährt lesend, was Sprache alles vermag. Was in ihm an passivem Wortschatz schlummert, wird aktiviert durch verstehendes Aufnehmen sprachlich gefaßter lebendiger Situationen oder durch situationsgebundene Reflexionen. So erfährt er zum Beispiel den unbegrenzt weiten Bedeutungshof einzelner Wörter wie „Schuld“ oder „Partnerschaft“ sowie die geschichtliche Bedingtheit dieser Phänomene und wird sensibler im Zuhören und behutsamer im Urteilen. Es gibt eben nicht *die* Bedeutung eines Wortes, sondern *viele* Bedeutungen, deren Schnittmenge eine vage Grundbedeutung darstellt. Die Mißverständnisse, das Aneinandervorbeireden, die Sprachlosigkeit zwischen Menschen unserer Tage könnten verringert werden, wenn die feinen Nuancen der Sprachverwendung verstanden und als Eigenart des Sprechers akzeptiert würden.

Poetische Literatur spricht vielfach in Bildern, sie drückt die innere Verfassung des Menschen in Zeichen aus, in der Darstellung von Räumen, Gestik, Mimik, Kleidung, Requisiten und Zitaten. Diese gilt es zu entschlüsseln. Darüber hinaus gelingt es sicherlich manchem Leser, sprechende Bilder so zu verinnerlichen, daß sie ihrerseits ihm wieder zur Deutung neuer Wirklichkeiten zur Verfügung stehen<sup>5</sup>. Auch diese Kompetenzen gewinnt der aufmerksame Leser. Daß ihm damit auch Verstehenshilfen für den konkreten Umgang mit seinen Mitmenschen zuwachsen, dürfte einsichtig sein; nicht so, daß er das Verhalten etwa seines Partners mit dem der dargestellten Figur vergleicht und es daran mißt, sondern daß er feinfühlig wird für das äußere Erscheinungsbild als Spiegel für Inneres.

## 7. Freiraum

Wenn dem Lesen fiktionaler Texte eine solche Bedeutung zukommt, so ist es höchst befremdlich, daß so wenige Menschen lesen. Die Abneigung gegen das Lesen hat vielerlei Gründe, zum Beispiel:

- Mangelnde Lesekompetenz: Buchlesen, Gedichtlesen ist eine Kunst; es verlangt den überschauenden, vorauseilenden, zurückdenkenden, geduldigen Leser, der sich auf die dargestellte Welt einläßt, sich von ihr gefangen nehmen läßt und Anteil am Schicksal fremder Menschen nehmen will.

- Fehlen eines angemessenen Freiraums und der notwendigen Muße: Die Enge unserer Wohnungen, die beherrschende Stellung des Fernsehapparats, die allgemeine Hektik ist dem Lesen abhold.

- Unüberschaubares Angebot an Lesematerial: Lesewillige wissen oft nicht, was sie aussuchen oder womit sie beginnen sollen.

- Unabweisbare Konkurrenz des Buchs mit anderen Medien: Fernseh-, Video-, Computerdarbietungen sind leichter zu rezipieren. Bilder und Töne gehen ohne aktive Mitarbeit des Konsumenten in diesen ein. Er wird von ihnen „berieselt“, „überflutet“ und kann sich ihnen nicht entziehen. Lesen hingegen erfordert geistige Mitarbeit, ist ein immens aktiver Prozeß.

Viele Nichtleser entschuldigen ihr mangelndes Interesse auch mit Zeitmangel. Zeitmangel ist jedoch kein Grund, sondern eine Auswirkung der Interessenverlagerung. Andere werten die fiktionale Darstellung als unrealistisch ab und geben vor, durch aufmerksame Beobachtung der Umwelt, im Gespräch mit Fremden und Bekannten sowie durch kritische Reflexion zu den nämlichen, ja originelleren Erfahrungen zu gelangen als die Buchleser. Gut, wenn das funktioniert. Aber nur die wenigsten Menschen haben die Möglichkeit, Fremderfahrungen subtiler Art zu machen. Andere sind nicht in der Lage, die Wirklichkeit selbst in ihrer Komplexität zu segmentieren und Einzelprobleme zu reflektieren. Sie brauchen den pointierten Auszug, wie ihn die Literatur bietet, und die Anleitung zur Reflexion, wie sie der Autor in Gang setzt. Erst dann ordnet sich in ihnen der diffuse Gesamteindruck zu einer begreifbaren Fragestellung. Der heuristische Aspekt der Sprache wirkt sich hier intensiv aus. Zudem erfährt der Zeitgenosse aus der Literatur, zum Beispiel im Hinblick auf Liebe und Partnerschaft, Generationskonflikte, Vergangenheitsbewältigung, vieles, was er eigenen Beobachtungen nie entnehmen könnte. Außerdem kann er diese nur nach seinem Vorverständnis perspektivisch verkürzt deuten. Auch was sich ihm in Gesprächen offenbart, kommt nur selten an die literarischen Zeugnisse heran; denn kaum jemand ist in der Lage, die ihn bewegenden Vorgänge im psychischen Bereich sprachlich zu fassen, wie es der Schriftsteller kraft seiner Sprachkompetenz am Modellfall vermag.

Diskussionswert ist der Einwand gegen das Lesen von Büchern, der von medienkundigen Rezipienten vorgebracht wird. Lohnt es sich heute noch, sich der Mühe des Lesens zu unterziehen, da über Rundfunk, Fernsehen, Schallplatte und

Band vielerlei Information, Fortbildung und Unterhaltung zu beziehen bzw. über bild- und tonkonservierte Medien jederzeit abrufbar sind? Abgesehen davon, daß der Mensch am Ende des 20. Jahrhunderts die jahrtausendealte Kulturtechnik des Lesens, eine der größten Errungenschaften menschlichen Erfindergeistes, beherrschen sollte, um nicht wieder auf die Stufe des Bilderlesers zurückzufallen, gibt es auf die gestellte Frage beim derzeitigen Stand der Technik nur eine Antwort: Lesen gewährt dem Menschen das größte Maß an Freiheit. Der Leser ist frei in der Auswahl des Lesematerials, unabhängig von Geräten, Energiequellen und Programmen. Er bestimmt, wann und wo und wie schnell er lesen will; er kann querlesen oder mitsprechen, wiederholen oder innehalten, vorgreifen oder zurückblättern, eine Seite mit einem Blick erfassen oder sie überschlagen. Da Lesen schneller geht als die akustische Aufnahme eines gesprochenen Textes, vermag er ungleich mehr an Informationen aufzunehmen als ein Hörer oder Zuschauer. Vor allem aber ist der Leser frei im Dekodieren und Interpretieren. Bekanntlich ist jede Realisation eines schriftkonservierten Textes gleichzeitig Interpretation. Beim Lesen aber entnimmt der Rezipient selbst den toten Buchstaben Sinn, erbaut er sich kraft seiner Phantasie eine eigene Vorstellungswelt nach Maßgabe dessen, was der Autor entworfen hat, und fügt sie ein in seinen Erfahrungshorizont.

In einer Zeit, in der der Mensch von vielen Mächten in seinem persönlichen Lebensstil gesteuert und gehetzt wird, braucht er unbedingt einen Freiraum, wo er über sich selbst verfügen kann. Einen solchen gewährt ihm das Lesen: Lesen „bietet uns die Pause, in der die Zeit stillsteht“<sup>6</sup>.

### Die Bedeutung der Literatur für die religiöse Erfahrung des Lesers

Es ist hinreichend bekannt und begründet, daß der Christ ein interessierter und engagierter Mitmensch sein sollte. Und damit gelten alle Aspekte, die oben über den Wert des Lesens für den Menschen von heute skizziert wurden, auch für ihn<sup>7</sup>. Er müßte ein „literarischer Mensch“ sein, der „seine Wirklichkeit mit Hilfe von Literatur erkundet“<sup>8</sup>.

Es ist nur zu wahr, daß viele Christen sich in wohlmeinender Absicht der modernen Literatur verschließen. Sie begründen dies nicht in erster Linie mit deren hermetischer Struktur, sondern mit der dort dargestellten negativen Sicht der Welt und suchen eine christliche Tendenzliteratur. Alles aber, was geschieht, geht auch den Christen an, und zwar zunächst innerweltlich-politisch, sodann auch transzendental-heilsgeschichtlich. Doch ist Leser nicht gleich Leser. Hier ist zu unterscheiden zwischen einem christlich-gläubigen Leser, für den die Beschäftigung mit moderner Literatur ein Zugewinn ist, und einem indifferenten Leser, der mittels Literatur erst auf die Spur religiöser Erfahrungen gesetzt werden kann. Beide Lesertypen sind im folgenden im Blick zu halten.

### 1. Die prodädeutische Funktion von Literatur

Wenn Gottes Heilsangebot – wie der christliche Glaube lehrt – an den Menschen in seiner jeweiligen Situation ergeht, muß ihm diese erst einmal bewußt und fragwürdig sein, ehe ihn die frohe Botschaft von Gottes Güte, Verzeihung und Verheißung treffen und er entsprechend im Glauben antworten kann. Niemand bringt die brennenden Lebensfragen des Menschen nach persönlichem Glück und Leid, nach Schuld und Tod, nach Grund und Sinn des Lebens so eindrucksvoll ins Wort wie der Schriftsteller. Er formuliert in poetischen Bildern – „Nur Poesie kann für die Liebe sprechen“<sup>9</sup> – des Menschen Suchen nach dem Sinn des Lebens, sein Ringen um ein erstarktes Ich, seine Sehnsucht nach dem Du, seine Verzweiflung über den Zusammenbruch einer Beziehung, sein Hoffen auf Verständnis, Liebe, Verzeihung, seine Angst vor Krankheit und Tod<sup>10</sup>. Das Gedicht „Sinnsuche“ von Günter Kunert möge das Gemeinte erhellen<sup>11</sup>:

Aufstehen. Arbeiten und heimgehen  
und ins Bett: das ist der Sinn.  
Aufgestandensein und erschossen  
und begraben werden: das ist der Sinn  
gleichfalls.  
Werde und stirb: ist die Umkehrung  
sinnvoller?

Auf und heim und schießen  
und selber getroffen ins Grab oder ins Bett:  
ist eine Alternative der Sinn?  
Aufgestandengewesen und heimgegangen,  
gearbeitet haben und geschossen,

eingegraben, aufgebettet, aufgegeben:  
den Geist, den Sinn, daß dies  
der Sinn sei, aber er ist es trotzdem:  
Aufstehen, Arbeiten, Heimgehen.

Alle Verwüstungen der Person  
vollziehen Personen, überzeugt vom Sinn  
des Vollzugs: Quellen steter Sinnflut.  
Eine Taube schick aus  
zu einem Festland: dich selber suche, du  
findest dich  
an der Arbeit für dein Bett, für dein Grab.

Kunerts Gedicht ist in seiner Gesamtheit vom ersten Wort „Aufstehen“ bis zum letzten „Grab“ eine eindringliche Frage nach dem Sinn menschlicher Existenz. Weder im üblichen Ablauf des Tages „Aufstehen. Arbeiten und heimgehen / und ins Bett“ noch analog dazu im Lauf des Lebens „Aufgestandensein und erschossen / und begraben werden“ kann der Sprecher des Gedichts Sinn entdecken. Ob als Handelnder (aktiv) oder als Erleidender (passiv) – Leben gibt so oder so keinen Sinn, es sei denn, der Mensch fände sich mit dem täglichen Einerlei „Aufstehen, arbeiten, heimgehen“ ab und sähe dies als sinnvoll an. Daß dies keine befriedigende Antwort ist, ergibt sich aus dem Gesamttext, der mit „Grab“ endet. Der Mensch wird geboren („werde“), um zu sterben („stirb“), auf natürliche oder gewaltsame Weise; was dazwischenliegt, ergibt keinen Sinn, auch wenn manche ihre gewalttätigen, kriegerischen Aktionen ideologisch als sinnvoll begründen („Quellen der Sinnflut“, vgl. Gen 6–9). Wie sehr der Sprecher die Sinnlosigkeit des Lebens beklagt, kommt durch die Zitate zum Ausdruck. „Werde und stirb“ ist die Umkehrung des sinnstiftenden Ausspruchs aus Goethes Divan-Gedicht „Selige Sehnsucht“<sup>12</sup>, einem Preislied auf den Kreislauf des Lebens. Im Sterben entsteht

neues Leben, Vergehen führt nicht zum Untergang, sondern ist Metamorphose zu höherer Seinsweise und damit Erfüllung. Wer sich ganz auf dieses Lebensgesetz einläßt, lebt sinnvoll.

Und so lang du das nicht hast,  
Dieses: Stirb und werde!  
Bist du nur ein müder Gast  
auf der dunklen Erde.

Kunert kehrt diese Sentenz um: „Werde und stirb“ – was soviel besagt wie: Mit dem Tod ist alles zu Ende. Vor dem Hintergrund der seinsbejahenden Lebensauffassung im Goethe-Gedicht klingt Kunerts Wendung wie eine Klage über den Sinnverlust. Auch die Darbietungsform ist im Vergleich zum Goethe-Text beachtenswert: Dort spricht ein Sänger, Moganni Nameh, zunächst viele, dann einen einzelnen, ein „du“, an und verkündet autoritativ ein allgemeines Lebensgesetz. Auch bei Kunert wird im letzten Abschnitt ein „du“ angesprochen; der Sprecher aber reflektiert seine Unsicherheit (vgl. Fragesätze) und führt gleichsam ein Gespräch mit sich selbst („du“ als Anrede für die Distanz zum eigenen Ich). – Die zweite Anspielung zielt auf die Taube, die Noah aussandte und die diesem das Ende der Sintflut (vgl. Gen 8, 6–12), also Gottes Heilsbotschaft, kündete. Bei Kunert bringt auch diese Chiffre keine Aufhellung. Der Mensch bleibt – sein Ende vorbereitend – auf sich selbst zurückgeworfen, im Teufelskreis sinnloser oder scheinbar sinnvoller Geschäftigkeit.

Kaum jemand wird Texte dieser Art spontan als religiös bezeichnen, und auch die Autoren würden sich dagegen verwahren, wollte man sie darauf festlegen. Dennoch: Die Fragen und Themen, die hier aufgeworfen sind, weisen über sich und jede menschliche Antwort hinaus; man kann sogar sagen, sie provozieren „Glauben, und zwar einfach dadurch, daß die Fragen dieser Literatur in ihrer Radikalität nur noch mit Glauben zu beantworten sind“<sup>13</sup>. In diesem Sinn darf man sie „religiöse“ Fragen nennen.

„Religiös“ bedeutet hier nicht „christlich“ oder „gebunden an eine Religionsgemeinschaft“, auch nicht Verwendung von christlichen Begriffen, Bildworten oder Motiven. „Religiös“ soll im weitesten Sinn verstanden werden: Überall da, wo der Mensch in der Erfahrung von Liebe und Gemeinsamkeit, von Angst und Einsamkeit, von Leid und Tod an die Grenzen seiner Erkenntnis- und Erlebnisfähigkeit und an den Rand seiner Existenz geführt wird und wo er diese Erfahrung in sich Platz greifen läßt, fühlt er sich auf einen letzten, alles umfassenden Sinngrund verwiesen, von dem er sich abhängig weiß und dem er sein Dasein verdankt. Ob er diesen nun Leben, Geist, Materie, Welt, Gesellschaft, Nichts – oder auch Gott nennt, ist zunächst nicht ausschlaggebend. Entscheidend ist allein, daß er sich in Relation zur Transzendenz erfährt. Dieses Erlebnis kann beim einzelnen zur Begegnung mit Gott führen.

Namhafte Schriftsteller haben dieses Problem zu umreißen versucht; stellvertre-

tend für viele sei der als Marxist bekannte Sozialphilosoph Max Horkheimer angeführt; er bekennt in seinem Interview mit H. Gumnior<sup>14</sup>:

„Ohne etwas vom Unendlichen zu wissen, können wir sehr wohl unsere eigene Endlichkeit erkennen. Erfahren wir nicht Leid und Tod als Markierungen einer Grenze, als Zeichen unserer Beschränktheit, erleben wir nicht tagtäglich, daß wir so geworden sind, wie wir sind, geworden durch Vorgänge, für die wir gar nichts können?... Auf Gott können wir uns nicht berufen. Wir können nur handeln mit dem inneren Gefühl, daß es einen Gott gibt.“

Als religiös gilt der Mensch selbst dann, wenn er über das Fragen und das Staunen nicht hinauskommt, wenn er nur offenbleibt für die Antwort, den Platz freihält für das Transzendente, für Gott.

Viele der eingangs genannten Autoren verhüllen des Menschen Sehnen in Bildern und Episoden, die ausschließlich den desolaten Zustand unserer Welt zeigen: Machtkampf zwischen Generationen, Geschlechtern, Klassen und Rassen, sexuelle Exzesse, Krieg und Zerstörung, so daß der Eindruck der Destruktion und der Freude am Unheil entsteht:

„Literatur, Theater, Film, bildende Kunst verstehen sich heute weithin als Kritik, als Protest, als Opposition, als Anklage gegen das Bestehende. Das Schöne scheint als Kategorie der Kunst auszufallen zugunsten einer Darstellung des Menschen in seiner Negativität, in seinem Widerspruch, in seiner Ausweglosigkeit, in der Abwesenheit von jeglichem Sinn.“<sup>15</sup>

So gibt es – wie gesagt – nicht wenige Christen, die deshalb die Beschäftigung mit moderner Literatur ablehnen. Sie bringen gute Gründe vor, fliehen aber letztlich vor der grausamen Wirklichkeit, in der viele Menschen unserer Zeit leben. Sie übersehen, daß die Literatur noch in ihrer dunkelsten und blasphemischen Ausprägung ein unersetzbares Medium ist, das von einer verlorenen Sinn- und Wertvorstellung kündigt. Diesen Sinn betonte auch Papst Johannes Paul II. in seiner eben zitierten Ansprache an die Publizisten und Künstler anlässlich seines Deutschlandbesuchs:

„Gegen die Darstellung des Bösen in seinen Formen und Gestalten ist auch im Namen des christlichen Glaubens und der Kirche an sich nichts einzuwenden... Ohne die Realität des Bösen ist auch die Realität des Guten, der Erlösung, der Gnade, des Heiles nicht zu ermessen. Das ist kein Freibrief für das Böse, aber ein Hinweis auf seinen Ort... Wenn die Realität des Bösen gezeigt wird, dann will dies, auch in der inneren Logik der Kunst, das Furchtbare als furchtbar aufzeigen, erschüttern. Somit zielt diese Darstellung nicht darauf, daß es beim Bösen bleibt; vielmehr darauf, daß es nicht schlimmer, sondern anders, besser wird.“

So trägt auch die profane Literatur, selbst da, wo sie nur Dunkelheit und Verzweiflung thematisiert, „religiösen“ Charakter, weil sie auf einen letzten Sinngrund verweist, auf ein verlässliches Du, auf Befreiung aus Abhängigkeit, Knechtschaft und Tod.

An dieser Stelle sei ein mögliches Mißverständnis aufgefangen. Die hier beschriebene Literaturbetrachtung will Literatur nicht einfach in Dienst nehmen, um die aufgeworfenen Fragen kurzschlüssig mit kirchlichen oder biblischen Sprüchen zu beantworten. Dies hieße die Literatur in ihrem Eigenwert nicht ernst nehmen. Den Eigenwert zu betonen, ist die ausdrückliche Intention dieser Ausführungen.

Propädeutische Funktion meint hier: Die Literatur zeigt dem Leser modellhaft und prononciert, wie eine Welt ohne Gott aussieht. Und sie zeigt damit allen, denen die Rechristianisierung des Menschen von heute am Herzen liegt, Eltern, Lehrern, Pfarrern, wie tief sie ansetzen müssen, wenn die Botschaft der Bibel überhaupt ankommen soll<sup>16</sup>. Vielleicht kommt mancher Lehrer oder Seelsorger in der Jugendarbeit oder Erwachsenenbildung gar nicht über die Lektüre profaner Literatur hinaus, da die Hörer sich gegen jede Art religiös-christlicher Verkündigung sperren und erst für allgemeine Menschheitsprobleme sensibilisiert werden müssen.

## *2. Die Bedeutung moderner Literatur für den biblischen Glauben*

Neben der genannten propädeutischen Funktion von Literatur für den Glauben ist die Beschäftigung mit poetischen Texten auch für den Umgang mit der Bibel von Bedeutung. Das ist zunächst ganz praktisch gemeint: Untersuchungsmethoden und Begriffsapparat der Literaturwissenschaft sind heute anerkannte Hilfsmittel der Bibelwissenschaft. Die Fragen nach dem Kontext, der Textstruktur, den Motiven und Metaphern, der Zeitgebundenheit, der Intention des Autors, den Rezeptionsweisen sind sowohl bei der Interpretation literarischer Werke wie biblischer Texte, die größtenteils poetische Strukturen aufweisen, von unumgänglicher Bedeutung.

Ein anderer Grund liegt in der Konkretisierung und Verlebendigung der Sprache durch poetische Ausdrucksweise und Bilder. Die Literatur hat zu allen Zeiten die Alltags- und Wissenschaftssprache belebt. Viele Lehrer und Priester, die ein wissenschaftliches Studium hinter sich haben, dann aber mit der Glaubensverkündigung betraut sind, leiden unter einer „Spracharmut“ im emotionalen Bereich<sup>17</sup>. Hier kann die Lektüre fiktionaler oder lyrischer Texte hilfreich sein.

„Poetische Sprache hat umfassenden Charakter im Blick auf die Begegnung mit der Wirklichkeit. Sie bringt Analogien hervor für Erfahrungen heute, von denen auch der christliche Glaube spricht und in denen er lebt. Insofern kommt der poetischen Dimension theologische Bedeutung zu, ohne daß sie selbst mit Theologie gleichsetzbar wird. Poesie ist nicht Ersatz für Theologie oder theologische Argumentation, aber eben auch nicht nur ästhetische Verschönerung.“<sup>18</sup>

Ein weiterer Grund betrifft das Verstehen. Christlicher Glaube fußt auf dem Wort. Wer gelernt hat, das menschliche Wort auf seinen verborgenen Sinn hin abzuhorchen und zu entschlüsseln, wer es versteht, poetische Bilder zu deuten sowie die Intention bestimmter Sprachmuster und Textsorten zu unterscheiden, der ist auch vielleicht in der Lage, Gottes Botschaft aus den Texten des Alten und Neuen Testaments zu ermitteln. Die Fähigkeit dazu muß im Menschen entwickelt werden; nur dann vermag er die Zeichen der Zeit und des Wortes über den oberflächlichen Eindruck hinaus zu verstehen. Die jüdische Dichterin Nelly Sachs hat in einem Gedicht auf die Gefahr aufmerksam gemacht, daß Gottes Botschaft beim Menschen unserer Zeit nur noch auf taube Ohren treffen könnte<sup>19</sup>:

Wenn die Propheten einbrächen  
 durch Türen der Nacht  
 und ein Ohr wie eine Heimat suchten – ...  
 Ohr der Menschheit  
 du mit dem kleinen Lauschen beschäftigtes,  
 würdest du hören?

Über die genannten Faktoren hinaus ist noch ein wichtiger Zusammenhang zwischen moderner Literatur und christlichem Glauben von Bedeutung. Viele moderne Autoren greifen religiöse Themen und biblische Gestalten auf, um Zeiterscheinungen oder allgemeinmenschliche Probleme der Gegenwart daran zu erhellen, zum Beispiel Stefan Heym „König David Bericht“, Magda Szabó „1. Moses 22“, Michael Schneider „Das Spiegelkabinett“ oder die zahlreichen Bearbeitungen der Kain-und-Abel-, Jonas- und Lazarus-Geschichten, um nur einige Beispiele zu nennen<sup>20</sup>. Hier sei von Christa Reinig „Gott schuf die sonne“ zitiert<sup>21</sup>:

|                        |                           |
|------------------------|---------------------------|
| Ich rufe den wind      | ich rufe die sterne       |
| wind antworte mir      | antwortet mir             |
| ich bin sagt der wind  | wir sind sagen die sterne |
| bin bei dir            | alle bei dir              |
| <br>                   |                           |
| ich rufe die sonne     | ich rufe den menschen     |
| sonne antworte mir     | antworte mir              |
| ich bin sagt die sonne | ich rufe – es schweigt    |
| bin bei dir            | nichts antwortet mir      |

Reinig ruft mit der Überschrift des Gedichts dem Leser den Schöpfungsbericht der Bibel ins Gedächtnis und den alten Glauben, daß Gott, der Schöpfer aller Dinge, den Menschen als Gefährten des Menschen erschuf. „Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ich will ihm eine Hilfe schaffen, die zu ihm paßt“ (Gen 2, 18). Dieser überkommene Glaube erweist sich im Verlauf des Gedichts als fragwürdig und unhaltbar: Der Mensch erfährt, daß die unbelebte Natur, Wind, Sonne, Sterne, ihm antwortet – etwa in seinem naturwissenschaftlichen Forschen –, wo er aber seinesgleichen ruft, stößt er auf Leere statt Antwort. In der Zeile „ich rufe – es schweigt“ kommt dies besonders deutlich durch das unpersönliche „es“ und durch den Gedankenstrich zum Ausdruck. Er verdeutlicht die verstreichende Zeit, in der der Rufende vergeblich wartet, die Leere, in der der Ruf verhallt.

Der Wert solcher Texte für den christlichen Glauben liegt nicht nur darin, daß der Leser betroffen wird ob der verzweifelten Lage des Menschen in unserer Zeit, sondern vor allem darin, daß er hellhörig wird für die Botschaft der Bibel. Viele Texte des Alten und Neuen Testaments sind dem Zeitgenossen seit Kindertagen so vertraut, daß er ihre Aussage kaum mehr registriert. Texte wie von Reinig lassen aufhorchen, regen dazu an, die Bibel wieder einmal aufzuschlagen, nachzulesen, zu vergleichen. Vor dem Hintergrund einer kritischen, ja pessimistisch-nihilistischen Literatur kann dem aufnahmebereiten Leser das Wort der Bibel als Trost-

Botschaft neu aufgehen. So könnte sie – auch in ihrer dunkelsten Ausprägung – Brücke zum Glauben sein.

Die fruchtbare Wechselwirkung von Literatur und Theologie zu untersuchen, haben sich in den letzten Jahren bekannte Schriftsteller, Literaturwissenschaftler, Theologen und Verleger zu Symposien und Publikationen zusammengefunden. So haben zum Beispiel der Verlag Styria in Graz und die Wiener Wochenzeitschrift „Die Furchen“ einen Wettbewerb für christliche Literatur ausgeschrieben, 1982 für Kurzprosa, 1983 für Lyrik, 1984 für Romane. Die besten Beiträge wurden prämiert und mit anderen publiziert. Es liegen bereits vor: „Spiegellose Räume. Die besten Erzählungen aus dem Wettbewerb für christliche Literatur Kurzprosa 1982“ (Graz 1983) und „Heller kann kein Himmel sein. Gedichte aus dem Wettbewerb für christliche Literatur“ (Graz 1984). In Bonn fand 1979 eine Tagung statt über „Kirche, Wirklichkeit und Kunst“ (Herderkorrespondenz 33, 1979); in Münster 1981 ein Symposium der Eichendorff- und Droste-Gesellschaft „Literatur und Religion“ (Freiburg 1984); in Tübingen 1984 auf Einladung von Walter Jens und Hans Küng ein internationales Symposium „Theologie und Literatur. Möglichkeiten und Grenzen eines Dialogs im 20. Jahrhundert“ (als Publikation für 1985 angekündigt).

### 3. „Christliche“ Literatur?

Abschließend muß auch die Frage nach der namentlich „christlichen“ Literatur gestreift werden. Es ist nahezu unmöglich zu entscheiden, was christliche Literatur ist. Kaum jemand wird heute die bekenntnistshafte Behandlung von Glaubensproblemen in literarischen Werken erwarten, wie sie seinerzeit von Werner Bergengruen, Gertrud von Le Fort, Edzard Schaper, Reinhold Schneider und anderen thematisiert wurden. Aber ist alles christliche Literatur, „was von Christen geschrieben“<sup>22</sup> wird?

Paul Konrad Kurz hat im Nachwort der jüngst von ihm herausgegebenen Anthologie „Wem gehört die Erde“<sup>23</sup> die Frage nach dem religiösen oder dem christlichen Gedicht erneut beantwortet. Er grenzt beides so gegeneinander ab:

„Ein religiöser Sinngehalt, eine religiöse Sprechhaltung, ein religiöser Horizont spricht aus sehr vielen Gedichten, ohne daß sie die Nähe zu einem konfessionellen Lehrinhalt erkennen lassen oder beabsichtigen. Das Christliche erkennt der Leser bei zahlreichen Gedichten an seiner Vergegenwärtigung von oder Beziehung auf christliche Inhalte, Gestalten, Motive, Sätze, Bilder.“

Wenn die Bestimmung des Christlichen so eindeutig wäre, gäbe es kaum die Diskussion um das Stichwort. Kurz selbst präzisiert ein paar Zeilen weiter:

„Daß das Christliche als bloßer sozialer oder geschichtlicher ‚Stoff‘ nicht genügt, darf vorausgesetzt werden (solcher sozialpolitisch christlicher ‚Stoff‘ findet sich zum Beispiel in Texten von Günter Grass, Erich Fried). Zur christlichen Blickrichtung gehört die Sprechhaltung, gehört der Glaube des Schreibers (Sprechers). Der Glaube ist konstitutiv für das christliche (religiöse) Gedicht.“

Und hier beginnen die Probleme. Ohne tiefgreifende Kenntnis von Biographie und Glaubenshaltung der Autoren ist demnach ein christliches Gedicht nicht zu bestimmen. Man sollte deshalb die Bezeichnung „christliche“ Literatur vermeiden, vielmehr in der allgemeinen Literatur nach Spuren des christlichen Glaubens suchen. Sie sind Brücken zu Gott. Diese Brücken können breit und sicher, aber auch schmal und brüchig sein; vielleicht fehlen sie ganz, so daß der Leser selbst eine Furt suchen oder einen Übergang bauen muß. Wenn man aber doch die Literatur

unter dem Stichwort „christlich“ bewerten möchte, dann sollte der Begriff so weit gefaßt sein, wie Jochen Jung ihn umschrieb<sup>24</sup>:

„Literatur, ... die unser gegenwärtiges Leben nicht denunziert, wohl aber das Falsche darin zeigt, die uns wehtut und zugleich an der Möglichkeit, daß dieses Leben besser werden kann, festhält, Literatur, die dem bösen Blick den liebenden entgegensetzt, Literatur, die so genau und so wahr ist, daß sie aus den Köpfen der Leser nicht mehr herauskann, Literatur also, die ein Ärgernis ist – solche Literatur ließe sich wohl christlich nennen.“

Dabei kommt alles darauf an, wie überzeugend die Inhalte ins Wort- und Sprachbild gebracht sind. Diese müssen ästhetischen Maßstäben standhalten – so schwer diese auch zu bestimmen sind –, künstlerisch unserer Zeit angepaßt sein und den Leser betroffen machen. Mit christlichen Inhalten, bekenntnishafter Deklamation oder theologischen Sprüchen – das gilt für viele wohlgemeinte christliche Lieder, Gedichte und Gebetstexte<sup>25</sup> – ist kaum ein zweifelnder, indifferenter Leser auf die Spur des Glaubens zu bringen. Dies aber ist doch letztlich Ziel aller theologischen und religionspädagogischen Bemühungen: Rechristianisierung des Menschen unserer Tage.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> G. Kunert, Klappentext zu: Warnung vor Spiegeln (München 1970).

<sup>2</sup> B. Welte, Erfahrung und Geschichte, in: Wort und Wahrheit 22 (1970) 145–153, 151.

<sup>3</sup> F. Kafka, in: G. Janouch, Gespräche mit Kafka (Frankfurt 1961) 85.

<sup>4</sup> Vgl. zum folgenden: W. Binder, Das Bild des Menschen in der modernen Literatur (Zürich 1969); Zitate 7f.; ders., Literatur als Denkschule (München 1972) 24.

<sup>5</sup> G. Otto, „Literatur“ in der Predigt, in: Theologia Practica 18 (1983) H. 3/4, 40–48, 43.

<sup>6</sup> H. Domin, Wozu Lyrik heute. Dichtung und Leser in der gesteuerten Gesellschaft (München 1975) 14.

<sup>7</sup> L. Muth, Ein Ort für das zugefrorene Meer. Die Kunst des wahren Lesens, in: Rhein. Merkur, Nr. 41, 8. 10. 82.

<sup>8</sup> P. K. Kurz, Fremde und Heimat. Die unzuständige Literatur, in: actio catholica 1984, H. 3, 7.

<sup>9</sup> R. Bohren, Nur Poesie kann für die Liebe sprechen, in: Evang. Kommentare 5 (1972) 649–652.

<sup>10</sup> I. Zangerle, Kirche, Kultur, Dichtung heute, in: actio catholica, a. a. O. 17.

<sup>11</sup> G. Kunert, Im weiteren Fortgang (München 1974) 23.

<sup>12</sup> J. W. v. Goethe, Werke (dtv-Gesamtausg.), Bd. 5 (München 1961) 15.

<sup>13</sup> H. Beckmann, Godot oder Hiob. Glaubensfragen in der modernen Literatur (Hamburg 1965) 38f.

<sup>14</sup> M. Horkheimer, Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen (Hamburg 1970) 71.

<sup>15</sup> Papst Johannes Paul II. in Deutschland (Bonn 1980) 189.

<sup>16</sup> U. Baltz, H. Luther, Von der Angewiesenheit des Theologen auf literarische Kultur, in: Theol. Pract., a. a. O. 49–54. <sup>17</sup> P. Cornehl, Zur Bedeutung von Literatur für Theologie (und Ausbildung), ebd. 54–58, 57f.

<sup>18</sup> Baltz, Luther, a. a. O. 51. <sup>19</sup> N. Sachs, Fahrt ins Staublose (Frankfurt 1961) 93.

<sup>20</sup> Inzwischen liegen zahlreiche Textsammlungen und Interpretationsversuche vor, die literarische Werke unter diesem Aspekt bereitstellen, z. B. K.-H. Bloching, Texte über den Sinn des Lebens (Mainz 1977); ders., Texte über Gott (Mainz 1975); K.-J. Kuschel, Der andere Jesus. Ein Lesebuch moderner literarischer Texte (Zürich, Gütersloh 1983); M. Motté, Religiöse Erfahrung in modernen Gedichten. Texte, Interpretationen, Unterrichtsskizzen (Freiburg 1972); W. Schaub, Mit anderen Worten (Freiburg 1983); K. Seehafer, Was hat denn das mit Gott zu tun? Glaubensgeschichten deutschsprachiger Autoren der Gegenwart (München 1983).

<sup>21</sup> Chr. Reinig, Gedichte (Frankfurt 1963) 34.

<sup>22</sup> K. Wagenbach, in: H. Haider, Was ist eigentlich „christliche Literatur?“, in: Die Presse 23./24. 10. 1982.

<sup>23</sup> (Mainz 1984) 257; ders., Befreiender Glaube im religiösen Gedicht, in: Orientierung 48 (1984) 114–117.

<sup>24</sup> In: Haider, a. a. O. <sup>25</sup> Vgl. Kurz, a. a. O. (Anm. 22) 266f., 257; Zangerle, a. a. O. 19.